



Elitepolizist Hafenecker 2004 in Bagdad

POLIZEI

Verloren in Falludscha

Seit 2004 liegt der GSG-9-Mann Thomas Hafenecker tot im Irak. Er ist der einzige Deutsche, der nach einem Auslandseinsatz für sein Land vermisst wird, und die Bundesregierung hat gelobt, seine Leiche zu finden. Der Vater aber glaubt ihr nicht mehr. *Von Jürgen Dahlkamp und Holger Stark*

Der Vater. Er sitzt am Esstisch, vor sich den Aktenordner. Die Klar-sichthülle. Das braune Kuvert, adressiert an „Papa/Mama“. Es ist der Abschiedsbrief seines Sohnes, geschrieben für den Fall, dass er nicht mehr zu ihnen zurückkommen sollte. Ein Brief, den der Vater einmal gelesen hat. Danach nie wieder.

Er sitzt mit Blick aufs Vertiko, auf die geschwungene Bonbonniere aus Glas. Eine Bonbonniere ohne Bonbons, nur mit Sand und Kieselsteinen aus Falludscha, Irak. Der gleiche Sand, der seinen Thomas begraben hat und ihn nicht mehr hergibt. Schon seit mehr als fünf Jahren.

Er sitzt in diesem Wohnzimmer, das aussieht wie so viele deutsche Wohnzimmer, wenn einer 69 geworden ist und die Wände eine Lebensbilanz für ihn ziehen. An der Wand die Fotos der Kinder, als sie noch Kinder waren, ein paar Zentimeter weiter sind sie plötzlich groß, schauen von Hochzeitsfotos. Es könnte eine gute Bilanz sein, aber neben den Bildern hängen noch die Sportschuhe an der Wand, weiß mit schwarzen Streifen, Größe 39. Die Sportschuhe seines Sohnes.

„Daran kann man noch die DNA nehmen“, sagt der Vater.

Da sitzt also Adolf Hafenecker in seiner Wohnung in Ebern, einer Kleinstadt in Unterfranken, mit dem Abschiedsbrief, den sein Sohn geschrieben hat, bevor er als Bundespolizist der GSG 9 in den Irak ging. Mit dem Sand, den später ein tschechischer Major aus Falludscha mitbrachte, wo Thomas umgekommen war. Mit diesen Schuhen, die nun zu Reliquien geworden sind. Aber vor allem sitzt er hier mit seinen Fragen, die ihn mit dem Brief, dem Sand, den Schuhen umkreisen: Warum sein Sohn als einziger Deutscher nach dem Krieg im Dienst der Bundesrepublik gestorben ist, ohne dass seine Leiche ge-

funden, geborgen, nach Hause gebracht werden konnte.

Ist wirklich alles getan worden, so wie es Bundesinnenminister Otto Schily versprochen hatte, im April 2004, nach den tödlichen Schüssen auf Thomas Hafenecker, 38, und Tobias Retterath, 27, die beiden GSG-9-Männer, die damals bei Falludscha mit einem Konvoi der deutschen Botschaft in einen Hinterhalt irakischer Aufständischer fuhren? Und wird überhaupt noch etwas getan? „Ich glaube, da passiert nichts mehr“, sagt Hafenecker, „für mich ist die Bundesrepublik Deutschland wortbrüchig geworden.“

Es sind harte Worte. Hafenecker ahnt, dass sie ungerecht sein können. Er hat Monate, Jahre mit sich gerungen, ob er sie nicht nur denken, sondern auch aussprechen soll. Aber solange sein Sohn irgendwo im irakischen Sand verscharrt liegt, solange es kein Grab gibt, an dem die Eltern um ihn trauern können, so lange findet Adolf Hafenecker keine Ruhe. Und weil er nicht mehr viel hört aus Ber-



Gedenktafel im Bundesinnenministerium
Nach drei Monaten für tot erklärt



LEE GORDON / THE DAILY TELEGRAPH

Aufständischer vor dem Toyota der GSG 9*: „Wo habt ihr sie versteckt?“

lin, weil er nicht erfährt, wo gesucht wurde, was versucht wurde, kann er auch keine Ruhe geben.

Womit Adolf Hafenecker fertig werden muss, aber nicht fertig werden kann, ist die Tragik der Umstände: dass Thomas nur noch knapp zwei Wochen hatte, bis er nach Deutschland zurückkommen sollte. Und dass der Tod ihn verpasst hätte, an diesem Tag, an dieser Stelle, wenn der Konvoi beim ersten Versuch, vier Tage vorher, nicht hätte umkehren müssen. Sie waren aufgehalten worden durch einen Wüstensturm, eine Autopanpe, durch diese verdammt Zufälle, die am Ende darüber entscheiden, ob Eltern ihren Sohn verlieren, eine Frau ihren Mann, zwei Kinder ihren Vater.

Die Fragen von Vater Hafenecker aber reichen weit über die Tragik des Einzelfalls hinaus. Was tut die Bundesrepublik, um die zu retten, die ihr Leben für sie riskieren, um die zu finden, die ihr Leben dabei verlieren?

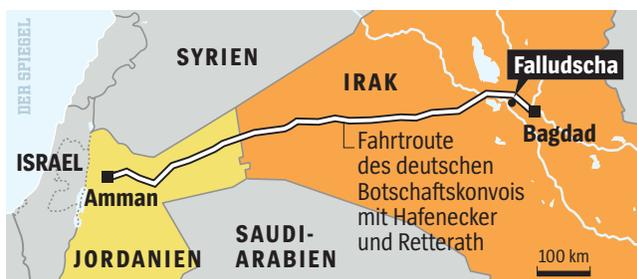
Im vergangenen Herbst hatte die Polizei mehr als 230 Beamte in Krisengebiete wie Sudan, Liberia, Palästina geschickt, die Bundeswehr weltweit sogar mehr als 7000 Soldaten. Die meisten davon nach Afghanistan. Geht es nach dem amerikanischen Oberbefehlshaber im Land, Stanley McChrystal, sollen dort bald noch mehr Deutsche im Einsatz sein, in riskanteren Missionen. Selbst wenn dann eines Tages

das „MIA“ hinter einem deutschen Namen steht – Missing in Action, im Einsatz vermisst.

Andere Staaten, die schon immer mehr riskieren mussten für ihr Überleben, für ihre Interessen, haben für solche Fälle eine klare Linie. Für die Israelis gilt ein Soldat erst als tot, wenn seine Leiche oder sein Grab gefunden wurde. 2004 tauschte Israel mit dem Libanon sogar Gefangene gegen Gefallene aus, inhaftierte Terroristen gegen die Leichen israelischer Soldaten.

Bei den Amerikanern gilt der Kodex, nie einen Mann zurückzulassen. Als im April 2008 die Gebeine von Sergeant Keith Matthew Maupin, vier Jahre vorher im Irak verschleppt, ermordet, nach Batavia, Ohio, heimkehrten, standen zwei Armeegeneräle in Hab-Acht-Stellung und Hunderte Menschen an den Straßenrändern.

Die deutsche Öffentlichkeit dagegen hat den Fall Hafenecker vergessen. Er ist zur Familienangelegenheit geworden. Zu einer Sache der GSG 9, die die Eltern, die Frau und die Kinder immer noch betreut. Und zu einer Akte im Innenministerium, die nur noch gelegentlich geöffnet wird.



* Mit erbeuteten Gegenständen von einem der deutschen Beamten bei Falludscha 2004.

Dass es um eine Frage der Ehre geht, eine „Bringschuld des Staates“, wie der CDU-Abgeordnete Wolfgang Bosbach sagt, der den Vater bei der Trauerfeier kennenlernte, das ist allen, die im Innenministerium damit zu tun haben, zwar bewusst. Im September enthüllte Wolfgang Schäuble, noch als Innenminister, eine Ehrenwand in seinem Haus mit den Namen der Beamten, die im Dienst ums Leben gekommen sind. Darunter auch Hafenecker und Retterath.

Aber wie weit soll man wirklich gehen bei der Suche nach einem Toten, was riskieren? „Wir haben alles versucht“, sagt einer im Innenministerium. Alles, was man in einem Land wie dem Irak tun kann. Aber nicht genug, um ihn zu finden. Nach Thomas Hafenecker sucht heute keiner mehr, nur der Zufall kann ihn noch finden.

Der Tod im Irak

Ruhe in Frieden. Der Kirchhof von Ebern ist ein Ort, der dieser Hoffnung schon im Diesseits

eine Heimat gibt: eine Bruchsteinmauer, dahinter Lebensbäume im Spalier, geharkte Wege. Adolf Hafenecker steht oft hier, an dem Familiengrab, er sieht dann das Foto seines Sohnes, auf einer Bronzeplatte, aber unter dem Todestag heißt es nur „In Falludscha“. Das lässt viel offen, auch die Frage, warum es so weit kommen musste.

Mit 16 hatte sich Thomas Hafenecker um eine Lehrstelle als Büchsenmacher beworben, es wäre ein anderes Leben geworden, aber er bekam eine Absage. Stattdessen also zum Grenzschutz, Vorgänger der Bundespolizei. Auch das war nicht leicht, doch Vater Hafenecker hatte in München vorgesprochen, bei der zuständigen Stelle. „Mein Sohn ist doch staatsbejahend“, pries er ihn an, und er weiß noch, wie sie sich zu Hause freuten, als es tatsächlich klappte.

In den Jahren danach erzählt der Lebenslauf des Thomas Hafenecker die Geschichte eines ruhigen Beamtendaseins. Er heiratet, es kommen zwei Kinder, die Familie baut sich ein Haus, und so könnte es weitergehen bis 60, aber in Wahrheit ist das immer eine Unruhe in

ihm. Er erwartete mehr, von sich und von seinem Leben. Er quälte sich, seinen Körper, fuhr morgens 25 Kilometer mit dem Fahrrad zum Dienst und abends wieder zurück. Er arbeitete an sich, seiner Technik, in Karate, Judo, Taekwondo, er dachte daran, sich bei der GSG 9 zu bewerben, der Grenzschutz-Elitetruppe, spezialisiert auf Anti-Terror-

Missionen und den Botschafferschutz in gefährlichen Ländern.

Beim ersten Mal zuckte er noch zurück, er hätte nach Sankt Augustin gemusst, bei Bonn, die Familie ging vor. Aber dann wurde sein Standort Coburg geschlossen, und da bewarb er sich endlich bei der GSG 9, schon 32, fast so alt für den Wechsel in die Truppe. Nach der Ausbildung rief ihn der Kommandeur der Einheit nach vorn. „Schaut euch diese Oma an, der hat die beste Prüfung abgelegt“, sagte er, seitdem hatte Hafenecker das, was jeder zu seinem richtigen Namen bei der GSG 9 noch dazubekommt: einen Kampfnamen. Hafenecker war „Oma“.

Es ist nicht so, dass er blind für die Gefahr gewesen wäre. Wer zur GSG 9 geht, lebt mit der Gefahr, er überlebt die Gefahr, weil er sie sieht, nicht ignoriert. Mit seiner Frau redete Thomas Hafenecker immer wieder darüber, dass ein Einsatz mit dem Tod enden kann. Aber er beruhigte sich mit einem Satz aus ihrem Lieblingsbuch, „Der Alchimist“ von Paulo Coelho: „Morgen zu sterben ist ebenso gut wie an jedem anderen Tag.“ Wenn man nur richtig gelebt hat.

Er schrieb deshalb auch diese Abschiedsbriefe. Sie gehören zum Ritual der Einheit, auch wenn sich nicht alle GSG-Neuner so auf das Schlimmste vorbereiten. Hafenecker aber schrieb seine Briefe, schon lange bevor er in den Irak ging. Er schrieb an seine Kinder, an seine Dienststelle, an „Mama/Papa“; er hinterlegte die Umschläge bei der GSG 9. Letzte Worte, die nie einer lesen sollte. Am 21. Januar 2004 flog Thomas Hafenecker los, in den Einsatz, als Bodyguard für den deutschen Gesandten in Bagdad.

Der Krieg war damals erst neun Monate vorbei, und der Anschein, man habe den Frieden errungen, wurde nun mit Symbolen erzwungen. Auch die Bundesrepublik hatte deshalb ihre Vertretung wieder eröffnet, wenn auch zunächst mal provisorisch. In Wahrheit aber ging der Krieg weiter, nur anders: ein Guerillakrieg gegen die Alliierten, ein Bürgerkrieg unter den Volksgruppen, und der deutsche Geschäftsträger Claude-Robert Ellner war eine hochgefährdete Person. Nur der GSG 9 wurde zugetraut, seine Sicherheit zu gewährleisten. „Uhu“, „Mecki“, „Easy“, „Flöte“. Und „Oma“.

„Hier geht es jeden Tag ziemlich heiß her“, mailte Thomas Hafenecker am 28. Januar 2004 an seinen Bruder, „aber nicht in unserer unmittelbaren Nähe. Deshalb musste von uns noch keiner in den Schatten springen, um einen schmerzhaften



Vater Hafenecker am Familiengrab: Tragödie, die nie endet

DOROTHEE VAN BOMMEL

Sonnenbrand zu vermeiden.“ „Sonnenbrand“, „Schatten“ – Codebegriffe für Anschläge und die Suche nach Deckung. Im Februar wurde es schon enger: „Es scheint, dass heute die Sonne kräftiger scheint als sonst. Aber keine Sorge, wir haben alle einen Sonnenblocker dabei, so dass bei keinem von uns etwas anbrennt.“ Und am 2. März: „Es war ein heißer Tag, aber keiner hat einen Sonnenbrand oder sonstige ‚Sonnenerkrankungen‘. Es laufen unheimlich viele Verrückte auf dieser Welt herum, und ich befinde mich im Moment anscheinend in einer Hochburg von ihnen.“

Einmal rief er bei seinen Eltern an. „Ich stehe auf dem Dach der Botschaft, ein Sternenhimmel, aber überall kracht's und scheppert's.“ – „Thomas, pass auf dich auf“, sagte Adolf Hafenecker, „wie sollen wir damit fertig werden, wenn dir was passiert?“ Aber sein Sohn antwortete nur: „So ist das Leben, das passiert jeden Tag irgendwo.“

Am 31. März konnte Hafenecker die Verrückten für ein paar Tage hinter sich lassen. Der übliche Austausch: „Oma“ begleitete zwei GSG-Neuner, die nach Hause zurückkehrten, nach Amman. In der jordanischen Hauptstadt sollte er frische Männer aus Deutschland abholen und sie als Konvoiführer nach Bagdad bringen, mit neuer Ausrüstung für die Botschaft. Am frühen Morgen des 2. April machten sie sich auf den Rückweg nach Bagdad, aber zwei Fahrzeuge hatten eine

Panne, sie kamen auch noch in einen Sandsturm und mussten abbrechen.

Der nächste Versuch am 7. April. Der Tag, der heute auf der Bronzeplatte steht, auf dem Friedhof in Ebern. Morgens um 3.40 Uhr startete der Konvoi, sechs Wagen, alle mit einer deutschen Flagge an Front- und Heckscheibe. Drei waren gepanzert: ein Mercedes 500 mit drei Polizisten, ein BMW 750 mit dem irakischen Fahrer der Botschaft, und ein Toyota Landcruiser, in dem Hafenecker saß und neben ihm als Fahrer ein junger Beamter auf seinem ersten Weg nach Bagdad. Tobias Retterath. Außerdem fuhren noch drei ungepanzerte Lasttaxis für die Ausrüstung mit im Treck, gesteuert von Jordaniern, die dafür angeheuert worden waren.

Tage vorher, beim ersten Versuch, war die Autobahn nach Bagdad noch halbwegs sicher gewesen. Dann aber hatte ein Mob vier Mitarbeiter der amerikanischen Sicherheitsfirma Blackwater gelyncht und zwei von ihnen an Brücken in Falludscha aufgehängt. Die US-Armee stürm-

te danach die Stadt; deshalb hatte sie die Autobahn gesperrt, lotste alle Autos kurz vor Falludscha auf eine Umgehungsstraße.

Um 16.15 Uhr meldete sich „Oma“ über Funk in der deutschen Botschaft in Bagdad, um 16.45 Uhr das nächste Mal, sie waren jetzt auf der Umleitung, „Oma“ meldete: keine besonderen Vorkommnisse. Dann sahen sie das erste brennende Auto, das zweite, so steht es in einem bis heute unter Verschluss gehaltenen Bericht des Innenministeriums, den Schily drei Wochen später dem Innenausschuss des Bundestags vortrug. Und sie sahen einen hellen Cadillac mit einer auffälligen Antenne. Ein Spähposten?

Um kurz vor 17 Uhr, 50 Meter vor der Ortschaft Om-Aledam, prasselten Kugeln gegen die drei Taxen an der Spitze des Konvois, dann gegen den Mercedes dahinter mit dem Botschaftsfahrer, alle vier brachen durch. Der Botschaftsfahrer warnte noch über Funk die beiden Autos mit den GSG-9-Männern, die mehrere hundert Meter zurücklagen, aber es war zu spät. Auch sie fuhren schon durchs Feuer: von rechts, von links, mit Gewehren, MGs, Panzerfäusten, über Kilometer immer neue Heckenschützen, neue Hinterhalte.

Der Mercedes schoss mit Tempo 200 an Hafeneckers Toyota vorbei, brach durch eine Straßensperre, gerade als die Attentäter die Lücke mit einem Bus schließen wollten. Doch den Toyota ver-

loren die Männer im Mercedes im Rückspiegel aus den Augen. Jeder rettete sich, wie er konnte. Die Jordanier in den Taxen. Der Botschaftsfahrer im BMW. Die GSG-Neuner im Mercedes. Ihr Auto blieb kurz danach liegen, sie mussten in eines der Taxen umsteigen. Und hatten noch unglaubliches Glück gehabt, dass sie überhaupt so weit gekommen waren: Als die Taxifahrer kurz vorher schon mal angehalten hatten, um sich die Schäden an ihren Wagen anzusehen, waren da plötzlich die Freischärler gewesen, hatten sie durchsucht mit den Worten: „Wo habt ihr sie versteckt, wir haben alles gesehen!“

Nur Hafenecker und Retterath waren nicht mehr zu retten.

Die Suche

Der Anruf am 7. April. Am Apparat seine Schwiegertochter Edit. Thomas ist nicht angekommen. Vermisst. Es ist der Mittwoch der Karwoche.

Drei Tage später sitzt Adolf Hafenecker mit seiner Frau in der Osternachtmesse im Bamberger Dom. Hier haben sie geheiratet, hier erwarten sie jedes Jahr die Auferstehung des Herrn mit dem Lied „Das neue Morgenrot erglüht“. Warum spielt der Organist es diesmal nicht? Als sie nach Hause kommen, wieder Edit am Telefon. Es gibt jetzt Fotos in einer Zeitung in Bagdad. Ein ausgebrannter Toyota, zwei tote Deutsche, die am Boden liegen. Ein englischer Journalist, der die Freischärler begleitete, hat sie gemacht. In seinem Foto- und Videomaterial: ein Bild von einem Fallschirmspringerabzeichen der GSG 9.

Es blieb jetzt kaum noch ein Zweifel, dass Thomas Hafenecker tot war. Innenminister Schily bat die Familien, die Hafeneckers und Retteraths, nach Sankt Augustin, zur GSG 9. Er sagte ihnen, wie es stand, aber Vater und Mutter Hafenecker konnten sich das Video nicht ansehen, sie schafften das nicht. Sie klammerten sich an jede noch so dünne Hoffnung. Vielleicht war es doch ein anderer auf den Bildern. Vielleicht hatte man Thomas nur verschleppt. Wo war denn die Leiche? Und Schily versprach: Die Bundesregierung wird alles tun, um ihren Sohn zu finden. Es war die Zeit, als man noch Hoffnung hatte, wenigstens auf den letzten Trost, es war noch nicht die Zeit der Ernüchterung, wie sie ein Jahr später eingetreten war, bei der Gedenkfeier zum Todestag. Als Außenminister Joschka Fischer nur noch versprach, das Bundeskriminalamt, das Auswärtige Amt und die Botschaft in Bagdad würden sich weiter „bemühen“.

Als Erstes leiteten die Deutschen ein Todesermittlungsverfahren beim BKA ein, ein formaler Akt, aber auch ein Akt der Hilflosigkeit. Denn welcher Deutsche hätte schon im Irak ermitteln sollen, in einem Kriegsgebiet, in dem die Bundes-

republik, die Regierung Schröder, den Amerikanern zwei Jahre zuvor den Kriegsdienst verweigert hatte?

So konnte auch der deutsche Geschäftsträger Ellner erst mal nur den US-Zivilverwalter Paul Bremer „dringlich“ bitten, die Suche zu unterstützen. Ansonsten sendeten die Deutschen überall das Signal aus, dass sie ihre Männer zurückwollten. Sie schalteten dafür den irakischen Menschenrechtler Albert Basri ein, den irakischen Regierungsrat, den Roten Halbmond.

Tatsächlich kam am 14. April, nur sieben Tage nach dem Überfall, der erste Hinweis auf eine männliche Leiche. In Deutschland wäre das mit hoher Wahrscheinlichkeit das Ende der Suche gewesen. Aber im Irak, sagt einer aus dem Innenministerium, „wimmelt es vor Gräbern“, vor verscharrten Leichen und Leichenteilen und vor Leuten, die damit Geld machen wollen. Der Zahnvergleich ergab: nicht Hafenecker, nicht Retterath.

Knapp zwei Wochen später erhielt die deutsche Botschaft einen Anruf. In einer Halle am Flughafen Bagdad lagen die toten US-Soldaten aus der Schlacht um Fal-



HILDA JOSSEN / ACTION PRESS

GSG-9-Beamter in Bagdad mit US-Soldaten

„Hier geht es jeden Tag heiß her“

ludscha, für den Transport in die Staaten. Einer der Toten, männlich, helle Hautfarbe, gehörte nicht zu den Amerikanern. Ob die Deutschen sich das mal ansehen wollten? Am 25. April, nach einer DNA-Probe, die Gewissheit: Das war Retterath. Die Obduktion ergab „mehrfache Schussverletzung mit Beschädigung der Hauptschlagader“. Wenigstens für seine Familie war es zu Ende.

Wie die Amerikaner Retterath gefunden hatten, bleibt allerdings bis heute unklar. Vater Hafenecker sagt, die US-Armee habe ihre Toten in der Schlacht notdürftig vergraben und mit GPS-Koordinaten markiert. Später sei sie zurückgekommen, habe die Leichen geborgen und auch Retterath gefunden. So sei ihm das damals gesagt worden; so ähnlich meint sich auch Retteraths Mutter Irmgard zu erinnern. Aus Berlin heißt es dagegen, man wisse nicht, wie die US-Armee auf Retterath gestoßen sei. Die genaue Fundstelle sei unklar. Und GPS-Daten? Die

habe ein Vertrauter der deutschen Botschaft erst später geliefert, bei einer Besichtigung des Ortes. Aber auch nicht die exakten Daten einer Fundstelle.

Es ist, damals wie heute, immer dasselbe Problem: Alles tun ist in einem Land wie dem Irak eben doch nicht alles tun, nur alles Mögliche. Und das ist oft ziemlich wenig. Kein Deutscher traute sich nach Falludscha. Man schickte also immer Einheimische, vor allem einen, den Geschäftsmann Abd al-Halim Hidschadsch, der auch später bei Geiselnahmen für die Deutschen verhandelte, etwa als es um die Freilassung der Archäologin Susanne Osthoff ging. Hidschadsch fuhr die Strecke ab, ließ bei Falludscha auch graben, aber Hafenecker fand er nicht. Das Einzige, was er im Mai 2004 mitbringen konnte, war ein Ersatzrad des Toyota.

Am 23. Juni 2004 wurde Thomas Hafenecker förmlich für tot erklärt; Deutschland ist nicht Israel, es geht um Versorgungsansprüche, um einen „qualifizierten Dienstunfall“, um rechtliche Klarheit. Auch ohne Leiche. Die letzte brauchbare Spur stammt dann aus dem Sommer 2004: das Gewehr und Nebelpatronen, die er bei sich trug. Den Deutschen wurde das im Irak angeboten. Von wem? Geheimsache. Die Behörden kauften die Waffe, aber es führte zu nichts. Und seit zwei Jahren kam offenbar nicht mal mehr ein Tipp, ein Gerücht. Es kam nichts.

Wahrscheinlich hätte die Bundesregierung der Familie das einfach mal sagen sollen. Offen. Ehrlich. Das unverblühte Eingeständnis: Wir haben keinen Ansatz mehr, keine Spur, keine Chance, nur noch den Zufall. Wir haben jetzt eine Gedenkwanne mit seinem Namen im Innenministerium, im Außenministerium, in der Botschaft in Bagdad, bei der GSG 9 in Sankt Augustin, er wird nicht vergessen, aber mehr können wir nicht tun. Dazu ein detaillierter Bericht, was versucht wurde und warum man nun nicht mehr weiterkommt. Es hätte Adolf Hafenecker geholfen.

Er wäre sicher nicht mit allem einverstanden gewesen. Dass die Bundesregierung für die Leiche seines Sohnes im Irak nie ein Lösegeld ausgesetzt hat, kann er nicht einsehen, auch nicht Schilys Begründung, das wäre eine Einladung für neue Überfälle. „Für deutsche Geiseln im Irak hat sie doch auch Geld bezahlt“, sagt er. Andererseits meint aber auch Hafenecker, dass kein Deutscher bei der Suche nach seinem Sohn sein Leben riskieren sollte, dass man nur auf die Hilfe von Einheimischen setzen kann.



Dienstherr Schily*: Eine Frage der Ehre

Aber was weiß er schon, was da wirklich noch passiert? Und was soll er eigentlich wissen?

Im Januar 2007 schrieb ihm Rüdiger Kass, damals im Innenministerium der zuständige Mann für die Bundespolizei, einen Brief. Der hörte sich so an, als gäbe es ständig Bewegung in der Sache, neue Suchaktionen, man könne nur nicht darüber reden. „Aufgrund der vor Ort sehr schwierigen Umstände müssen wir äußerst diskret vorgehen. Wir können Sie und Ihre Familie daher nicht kontinuierlich und detailliert unterrichten.“ Er bitte deshalb auch die Familie Hafenecker „um Diskretion“.

Also bewahrte Adolf Hafenecker Diskretion, Disziplin. Aber je länger er nichts hörte, umso mehr klang es nach Vertrösten. Weil es in Wahrheit keinen Trost mehr gab. Und irgendwann klang es in seinen Ohren nur noch verlogen. Im Januar 2009 schrieb er an Bosbach, den Bundestagsabgeordneten der Union, den er bei der Trauerfeier in Bonn kennengelernt hatte. „Wir glauben langsam, da tut sich nichts mehr.“ Und: „Wäre es nicht ein Leichtes für die Berliner Stellen, uns diese Zweifel zu nehmen? Uns ab und zu mal einen kleinen Zwischenbericht über den Stand der Suche zukommen zu lassen?“

Bosbach hakte nach, im April antwortete ihm Schäuble, damals noch Innenmi-

nister, das Anliegen der Eltern finde „vollends mein Verständnis“. Er selbst habe das Thema im Juli 2008 bei einem Treffen mit dem irakischen Innenminister noch mal angesprochen. Und auch „auf operativer Ebene vor Ort wurde und wird versucht, die sterblichen Überreste zu finden“. Aber auch hier: „Diese Einsätze sind Verschlussache.“

„Die Bundesregierung hat sich redlich, aber vergeblich bemüht“, meint Bosbach, er sagt, dass es auch nicht am Geld gescheitert sei. Es habe nur nie die Gelegenheit gegeben, für die sterblichen Überreste zu zahlen. „Doch vielleicht“, meint Bosbach, „wird die Emotionalität in der Bundesregierung unterschätzt. Wenn man keine Grabstelle hat, um zu trauern, ist das eine Tragödie, die nie zu Ende geht.“

Irmgard Retterath, die Mutter des anderen GSG-9-Mannes, versteht die Hafeneckers. Dass ihr Tobias zu Hause bei ihnen auf dem Friedhof liegt, „ist für uns eine sehr große Erleichterung“. Die Eltern Hafenecker, religiös wie die Retteraths, müssten nun aber stark im Glauben sein, dass

alle in Gottes Hand seien, „egal ob sie hier oder da liegen“.

Auch Edit Hafenecker, die Witwe, hat ihren Frieden inzwischen gefunden. „Ich habe meinen Mann, den Vater meiner Kinder und meinen besten Freund verloren; es ist deshalb auch nicht so, dass die Zeit alle Wunden heilt. Aber ich habe gelernt, mit den Wunden zu leben.“ Und dazu gehört auch, dass für sie die Erinnerung an einen geliebten Menschen keinen bestimmten Ort braucht. Kein Grab, an dem sie trauern kann. Sie findet es allerdings gut, dass beim Neubau des Innenministeriums in Berlin auch draußen am Zaun eine Gedenktafel geplant ist. „Allen Menschen, die bereit sind, ihr Leben für die Sicherheit von anderen zu riskieren, gebührt besonderer Respekt und Dank“, sagt sie.

Adolf Hafenecker aber will nicht einfach nur gedenken, er denkt und denkt. Sitzt in seinem Wohnzimmer. Blickt auf die Bonbonniere. Sand und Kieselsteine. Kieselsteine und Sand. „Das ist alles ganz locker.“ Was also, grübelt er, wenn sie Tobias Retterath und seinen Sohn ins selbe Grab gelegt hatten? Erst seinen Sohn, dann war der lockere Kies nachgerutscht und dann Retterath darüber, dass die Amerikaner den Thomas übersahen, als sie Retterath in seinem Grab fanden. Man müsste noch mal zur Fundstelle von Tobias Retterath.

Der Gedanke lässt ihn nicht los, hält ihn gefangen. Bis ins Grab. ◆

* Bei der Trauerfeier für die Beamten am 29. Juni 2004.